Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 577. In mein letzte Schreibebrief hen ich Ihne verzählt, was der Philipp, was mein Hosband is, for e Kommohschen mit den Schehfing Bauder angestellt hat. Es hat noch drei bis vier Dag genomme, befohr daß die Piebels still gewese sin. Mit jede Mehl sin Briefe komme un Postels un ich kann Ihne sage ich hen mich gefuckst wie alles. Eine Pohsteltart hat gesagt: Der Philipp sollt sich in Zukunft mit Bierschaum die Zähn butze, da deht er wenigstens nit for geschtehrt werde. En Brief hat gesagt, ich sollt liewer mein Kaffee mit Bier koche, wenn ich Wasser juhse deht, das deht nur e Reppetischen von den Philipp seine Krankheit intorretsche. Noch en Brief hat gesagt, es wär sonnie, daß ich von den Philipp seine Krankheit so viel Wese gemacht hätt; ich sollt doch schon längst wisse, daß er an die Wasserscheu leide deht. Se könne sich denke, Mister Edithor, daß ich so Sache nit gegliche hen. Gestern Nachmittag kommt en Bub aus die Nehberhutt gelaufe un sagt, ich sollt emal gleich zu den Mister Wedesweiler gehn, der Philipp deht widder beisse. Wie krehfig sin ich hingelaufe un da hat das alte Kameel da gesoffe un hat in e Wienerwoscht gebisse.

Den Weg is puttinier keine Minnit vergange mit aus e Sennsehschen un en Eckseitement. Der Philipp hat gesagt, ich sollt so ebbes nit meinde, die Piebels dehte immer tahte un ich könnt se doch nit ender stappe, als bis se sich ausgetahkt hätte. Jehs, hen ich gesagt, du siehst schon dazu daß se sich nie nit austahke. Die Kids hen auch komplehnt, daß se an die Stritt gar keine Ruh hätte vor die annete Buwe. Jedes von die Kids wollt wisse, wie es gehäppend wär un ob der Pa immer noch den Weg fühle deht. Well, mit einem Wort, es war fiers un ich hen gewischt, es deht widder emal ebbes neues auftörne, for daß die Piebels ebbes annerschter zu tahke hätte.

Den annere Dag hen ich gestart, mein Kitschenflohr zu pehnte. Ich hen hardlie angefange gehabt, da is en Kahler komme un ich hen doch an die Lehdie warte müsse. Ich hen e Kopp Kaffie gekocht un hen sie e paar Kuckies gewwe, bikahs es soll niemand sage, daß se an die Lizzie gekahlt hen un ich hen se nicks angebote. Well, wie se endlich fortgange is, da hen ich keine Zeit mehr gehabt widder zu pehnte anzufange un wie der Philipp heim is komme, hen ich gesagt, wenn du en Mann wärscht, dann dehst du mich gar nit so en Schapp mache lasse. So ebbes is den Mann sein Schapp. Wenn du heut Abend nach den Sopper dran dehst gehn, dann könnst du den Flohr finnische un morge früh wär es drocke un mer könnt die Kitschen widder juhse. Well, hat er gesagt, das kann mer ja mache un er hat mich geprammißt, daß er es duhn deht. Ich hen den Abend in e Lahdschmietung gemüßt. Ich sin als Schweschter aißere Wache electet worde un hen den Obend installirt wer'n solle. Da derf mer doch nit fehle. Ich sin auch fort un hen den Philipp noch gesagt, daß die Kann mit die Pehnt in die Nhentrie stehn deht.

Wie ich aus die Mietung heim sin komme, hen ich emal in Wedesweilersch eneigeguckt un da hen ich den Philipp sitze sehn. Da hen ich gewißt, daß er doch nit gepehnt hätt. Wie ich awwer heim sin komme, da hen ich geguckt un er hat doch den Flohr gepehnt gehabt. Ich muß sogar sage, daß es arig schön geguckt hat. Da sin ich froh gewese un ich hen nur gehofft, daß der Flohr am nächste Morgen getreit wär, bikahs er hat noch ziemlich stickie gefühlt. Ich sin ins Bett gange, hen awwer nit so schnell schlafe könne; in die erschte Lein is es zu heiß gewese un dann sin ich auch von die Lahdschmietung e wenig eckseitet gewese. Wisse Se es hat da nämlich Schweschtere, das sin regeller Tahkingmäschine un die hen auch allerhand Riemarks iwwer den Philipp gemacht; die hen ich off Kohrs gleich gesagt, wo Bartel den Moscht hole duht, awwer geärgert hat es mich doch. Ach mer hat ewe immer sein Trubel un manchmal denk ich, daß es doch gar kein Juhs is, daß mer das Lumpelewe lewe duht. Well so bei un bei sin ich eingeschlafe; die Klack hat grad ein Uhr gestrocke un der Philipp is immer noch nit heim gewese. Wisse Se, wann der Feller emal daheim ebbes schaffe duht un sehft dabei e paar Cents, dann muß er bei den Wedesweiler gleich e paar Dahler spende. Ach mer hat sein Batter mit die Mennfohts. Am nächste Morgen hen ich gleich nach mein Kitschenflohr geguckt, un er is arig schön gewese, blos is er immer noch nit drocke gewese. Er war noch so stickie als wenn er grad ewe erscht gepehnt worde wär. Es is gar nit dran zu denke gewese, daß ich in die Kitschen hätt gehn könne un ich hen for den Riesen mit die Wedesweilern Errehnschments gemacht, daß mer den Dag unsere Miehls bei sie hen habe könnte. Wie der Philipp daunstehrs is komme, da hat er sich auch gefreut, daß sein Schapp so schön war. Er hat gesagt, er hätt sich gleich gedenkt, daß es nit so schnell drockene deht, bikahs die Pehnt wär ihm gleich so stickie vorkomme un er hätt schaffe müsse, wie en Brunnebutzer, daß er nur mit fertig geworde wär. Wei, hen ich gesagt, die Pehnt war doch fein, wie ich se gejuhst hen. Well, hat er gesagt, da guck selbst, hier is noch der Rest von die Pehnt un da hat er mich e Känn gewwe un was wer'n Se denke, hat der Fuhl den Kitschenflor mit Körrent-Tschelliegepehnt gehabt!

Mister Edithor, wenn Sie e Wummen wisse, wo noch unglicklicher is, wie mich, plies gewwe se mich ihre Adreß.

Mit beste Riegards
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Reflexion.

Beamter (den neuen Collegen beobachtend): „Donnerwetter, ich bin dreißig Jahre am Amte und Der erst zwei ... aber was das Faulenzen anbetrifft, da kann ich von Dem noch etwas lernen!"

Vom Regen in die Traufe.

Der kleine Max (der Prügel kriegen soll): „O, Papa, nicht so stark schlagen! Der Schneider hat gesagt, die Hose platzt leicht!"

Vater: „So, um dem vorzubeugen, werde ich sie Dir vorher ausziehen!"

Verzeihlicher Irrthum.

Frau Kruse: „Mein Sohn in England macht eine ausgezeichnete Partie; er heirathet die Tochter eines großen Butterhändlers in London und bekommt dreißigtausend Pfund mit!"

Frau Schmidtchen: „Um Gotteswillen, die wird ja ranzig!"

Grammatik.

„Vater, wie is nu eegentlich der Unterschied zwischen Mir und Mich?"

„Aber Junge, det is doch ganz eenfach: wennste blos Dich alleene meenst, denn sagste: „mich"; und wenn de mehrere Personen meenst, denn sagste „mir"; zum Beispiel: Ich habe mich gewundert; mir haben uns gewundert!"

Aus Kalau.

„Herr Lehmann, kennen Sie schon den neuesten Sport?"

„Nee."

„Nun — der Möbeltran—sport."

Fritz: „Denke dir, gestern war meine Meestern zum Wochenmarkt und hat ein ganzes Pfund Honig mitgebracht. Rathe mal, was ich gestern als Abendbrot gegessen habe."

August: „Nun, das ist doch eenfach, — eene Honigsemmel."

Fritz: „Falsch geraten. Eene Worschtfettbemme hab' ich gegessen."

Herrje, Frau Müller, Sie weinen ja so. Ist Ihr Mann nun doch gestorben

Gerade das Gegenteil. Gesund ist es geworden und ich habe mir schon zwei so schöne Trauerkleider angeschafft.

Neue Künstlerkolonie.

Die That, die Bürgermeister Dr. Lueger durch den Ankauf des herrlichen Schlosses und Besitzes Cobenzl am Kahlenberg noch kurz vor seinem Tode vollbrachte, beginnt, sich als etwas überaus Schönes und Nützliches zu erweisen. Nicht nur sind die Wiener um einen prächtigen Ausflugsort reicher geworden, es hat auch der ganze Kahlenberg, dieses einzige Geschenk der Natur an eine Millionenstadt, seinen Werth und seinen Reiz verdoppelt. Wer die sanft ansteigenden Rebgelände von Nußdorf aus emporklomm und den entzückten Blick nach der Seite des Berges wandte, den keine Bergbahn verunziert, fühlte sich angezogen durch den schneeweißen und am Bergrücken in üppige Waldbäume eingebetteten Riesenbau von Cobenzl. Die Einheimischen bedauerten, daß der Besitz wie ein verwunschenes Märchenschloß unbenutzt dalag, die Fremden konnten nicht begreifen, wie das mit rechten Dingen zugehen könne, daß das Cobenzl unverkauft und leer blieb, daß sich hier nicht längst eine Villenstadt angesiedelt hätte. Es lag allerdings eine unheilvolle Wolke über dem beneidenswerthen Besitz. Ende der fünfziger Jahre durch Naturforscher Karl Freiherrn von Reichenbach von der Erbin des Ministers der Kaiserin Maria Theresia erworben, war das Cobenzl mit seinen Sammlungen von Meteoriten und Herbarien für die Außenwelt abgesperrt, und es bildete sich ein Sagenkreis um das Schloß, weil Reichenbach dort seine odischen Untersuchungen aufstellte, und das Buch, das den allgemeinen Widerspruch der Physiker herausforderte, schrieb: Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Prinzips in der Natur.

Das Schloß ging nach dem Tode Reichenbachs in den Besitz eines Barons von Soden über, eines gewaltthätigen Menschen, den sein Jäger, durch das tyrannische Wesen seines Herrn in unsinniger Wuth gereizt, während eines Streites erschoß. Dadurch bekam das Schloß einen üblen Ruf, der ihm Jahrzehnte lang anhaftete. Pläne wurden genug gemacht; es sollte eine Heilanstalt, ein Hotel, eine Fabrik werden. Nichts schlug ein, bis der todtkranke Lueger die Besitzung für einen Spottpreis erwarb. Daß das Cobenzl nicht für seinen wahren Werth an den Mann zu bringen war, lag in den schlechten Verkehrsverhältnissen. Es führte nur eine arg vernachlässigte, steile Straße von Grinzing aus hinauf. Bürgermeister Neumayer hat den Gedanken seines Vorgängers ausgeführt, hat eine neue Straße von der Bergbahnstation Krapfenwald aus zum Cobenzl gebaut und das Schloß so eingerichtet, daß eine Anzahl von Waldluftbedürftigen dort wohnen, eine große Anzahl Wiener an Sonn- und Feiertagen einkehren und sich der wahrhaft herrlichen Aussicht auf Kahlen- und Leopoldsberg, auf das blaue Band der Donau und auf die Wienerstadt erfreuen können.

Die Eröffnung vom Cobenzl brachte zwei Wiener Künstler, die Professoren Delug und Bitterlich, auf den Gedanken, in dieser noch unentdeckten Gegend für ihre Schüler eine kleine Künstlerkolonie zu gründen. Unterhalb des Schlosses erwarben sie einen Grund, auf dem nun eine Villa und zwei Pavillons mit 25 Ateliers gebaut werden. Professor Delug wird mit seinen Schülern den Pleinairismus kultivieren, die jungen Bildhauer Bitterlichs werden in den Ateliers arbeiten. In der Villa wird für jede Form der Geselligkeit gesorgt, in den anzulegenden Gärten sollen die Kunstjünger unter fachgemäßer Leitung alle Arbeiten verrichten. Die Regierung hat den Plan der Professoren nicht nur gebilligt, sondern eine namhafte Subvention zugesagt.

Eine Künstlerkolonie hat übrigens die Wiener Schule schon seit vielen Jahren. Es ist dies das malerischste Nest an der Donau — Dürrenstein mit der prächtigen Ruine des Schlosses der Kuonringer, die den englischen König Richard Löwenherz gefangen hielten, bis ihn der im Dienste der Königin reisende Sänger Blondel entdeckte, worauf er mit Hilfe schweren Lösegeldes befreit wurde. Zur einzigen engen Gasse Dürrensteins gelangt man durch ein uraltes Thor in der dicken Festungsmauer, die, von vielhundertjährigem Epheu ganz überspunnen, vom Schloßberg bis in die Donau reicht. Der Schloßgarten mit Spalierobst, Weintrauben und einem altitalienischen Ziehbrunnen, mit einer Mauer, die aus der Donau aufsteigt, und der gut erhaltenen Apsis einer zerstörten Prachtkirche gehört zu den Sehenswürdigkeiten Oesterreichs. Quer über dem Platz erhebt sich das Stift mit einer Rokokokirche. Im Hofe des Stifts weben Trauerweiden, Linden und wilder Wein ein grünes Licht, das zauberisch durch das Stiftthor leuchtet. Die gewölbten, getäfelten Zimmer, die Riesensäle, wo sich einst die Chorherren versammelten, haben alle Fenster auf die Donau und auf die Schloßruine.

Zwischen Stift und Schießgarten befindet sich das alte Gasthaus Zum Richard Löwenherz, wo eine echte Künstlerwirthin waltet und hier wohnen die jungen Maler und verleben vergnügte Abende im Garten, der auf die Donau geht. Die uralten, im italienischen Stil erbauten Häuser, die steilen Felsen des in Dürrenstein mündenden Thalgrabens, vor allem die beiden Ufer der Donau, bieten den Malern jahraus, jahrein die schönsten Motive für Studien und Bilder. Der kunstsinnige Pfarrer des Ortes hat nichts dagegen, wenn begeisterte Kunstjünger auch einmal in seiner Kirche Stimmungen suchen, und jeden Winkel des Stifts mit seinen außerordentlichen Beleuchtungseffekten stellt er ihnen zur Verfügung.

Seit etwa einem Jahre führt die Eisenbahn von Krems die Donau entlang und berührt auch Dürrenstein, dem dieser Fortschritt wohl nichts von seinem Reiz genommen hat.

Körperkräftigung.

Wer hätte nicht den Wunsch, kräftiger zu werden, wen plagte nicht dermalen dieses oder jenes schwächende Uebel? Spärlich gesät ist in unseren Tagen die Zahl der wirklich Gesunden, noch spärlicher aber diejenige der thatsächlich Kräftigen! Die Harmonie der Lebensführung ist in gegenwärtiger Kulturentwicklung, die sich zuviel des Geistes und seiner Pflege annahm, zu wenig aber auf leibliche Entwicklung Gewicht legte, gestört worden, und das rächt sich.

Die durch die Zivilisation geänderte und in vielen Beziehungen sogar erheblich geänderte Lebensführung bedingt auch eine bessere Pflege unserer Ernährung und in mancherlei Hinsicht eine beachtenswerte Aenderung derselben. Sehen wir mit offenen Augen um uns, so finden wir in allen Ständen Leute in Hülle und Fülle, denen die im Hinblick auf Ernährung unrichtige Lebensweise vom Gesicht heruntergelesen werden kann. In den unteren Schichten tritt uns die Skrofulose in Tausenden von Opfern entgegen, aber auch den Höheren ist dieses Uebel nicht fremd und Blutarmuth, Bleichsucht, Magen- und Darmbeschwerden grassieren oben wie unten. Wie kommt es nun, daß die Kinder des wohlhabenden Mannes trotz guter Luft, Ruhe, reinlicher Wohnung u. a. Vorzügen derlei Säftemängeln zum Opfer fallen? Die Ursache hat man nur in unrichtiger Ernährung zu suchen. Beefsteak und Wein und belegte Butterbrote oder schwere Kuchen heilen die Bleichsucht und Blutarmuth nicht und noch weniger kommt man mit derlei Dingen den diversen Magen- und Darmplagen bei, anderfalls ja solche Heimsuchungen in denjenigen Ständen, wo die beregten Nahrungsmittel zu den alltäglichen gehören, selten oder gar nicht zu finden sein müßten, während sie in Wirklichkeit gerade bei diesen sehr häufig sind, häufiger selbst als bei manchen, rationeller sich ernährenden einfachen Leuten. Wären die bezeichneten Speisen die alleinigen Mittel, unsere Säftemasse in gutem Zustande zu erhalten, so wäre es um den größeren Theil unseres Mittelstandes schlimm, und schlimmer noch um die niederen Volksschichten bestellt, denen die Mittel zur Ingebrauchnahme solcher Kost nicht gegeben sind. Aber zum Glück liegt die Sache ganz anders! Die Natur ist nicht graufam, sagten wir vorhin. Sie wäre es aber, falls nur den Reichen die Möglichkeit geboten wäre, sich ordentlich zu ernähren. Nur sind jedoch die obenbezeichneten Nahrungsmittel durchaus nicht die alleinigen, ja nicht einmal immer die besten Mittel zur Kräfte-Erhaltung und Aufbesserung, wie wir vorhin zeigten. Sie vermögen unserer Leiblichkeit zwar sehr viel zu nutzen, aber einseitig angewendet führen sie, wie gegebenes Exempel zeigt, durchaus nicht zum Ziele und erst in Verbindung mit anderen Nahrungsmitteln entfalten sie ihre richtige Kraft. So sieht man z. B. nervöse Magenschwäche, Blutarmut, Bleichsucht und derlei Uebel bei besser situierten Leuten nicht selten weichen, wenn dieselben ihre übliche Ernährung zuweilen mit einfacher Kraftkost, z. B. Hafermus abwechselten. Und das einfache Volk findet in solcher einfachen Haferkost oft allein schon ein Kraftmittel ersten Ranges. Wir denken zu wenig über unsere Ernährung nach und darum sündigen wir soviel auf diesem Gebiete und müssen es ruhig anhören, daß der moderne Hygieniker, der es ehrlich mit uns meint und seine Sache von grund aus versteht, uns beschuldigt, daß wir im allgemeinen zu viel essen, dabei noch schlecht essen und namentlich auch unsere Kinder falsch ernähren. Und was ist die Folge? Eine Masse Magen-, Darm- und andere Störungen, die mit einer entsprechenden Nahrungsänderung schnell zum Schwinden zu bringen sind. Einfach gute Kost würdigen wir zu wenig, in allen möglichen Verfeinerungen suchen wir unser Heil und dafür müssen wir büßen.

Schauen wir auf die Schotten! Sie leben von Haferkost und sind kräftig an Körper und Geist. Eines der schönsten Gebirgsvölker der Erde stellen sie dar! Und wir ziehen keine Lehren daraus, bleiben bei Kartoffeln und Mehlspeisen und lassen die Haferkost bei seite, obzwar wir in unserer Umgebung an unsern Pferden den Beweis von der Muskelkraft und Ausdauer haben, den der Hafer zu geben vermag.

Aus vielen und interessanten Beobachtungen bei den verschiedensten Völkern kennt man den Nährwerth des Hafers, seine Einflußnahme auf Knochen- und Blutbildung, die an Pferden so eklatant zutage tritt, seine leichte Verdaulichkeit, die ihn zu einem vortheilhaften Nahrungsmittel der Kleinsten unter unsern Kleinen stempelt. Aber er ist nicht nur für Pferde gut, nicht nur ausgezeichnet für unsere Kinder, sondern er ist ein Schatz für alt und jung, für Gesunde und Kranke, ein Stärkungs- und Heilmittel ersten Ranges.

„So, Franzl, jetzt schaugst halt, daß d' die Goaß um an schönen Bock vertauschen kannst, aba scho' oan, wo möglich mit koane so große Hörner, daß er net so stoßen kann."

„Du, Bauer, i moan', wenn i' dir so an schönen März'n-Bock holen würde, nacha braucht i' nix draufzahl'n und gibt's no an andern Tag an Kater dazu!"

Auf zum Kampf.

Der sommerliche Feind ist wieder vor den Thoren. Nach Fliegen, Batterien und anderem Ungeziefer, das da schleicht und kreucht, kommt nun der Moskito angerast, jeden, der sich in die Sommerfrische hinauswagt, wüthend anzugreifen und sogar in das Gebiet der Städte in Schwärmen einzuziehen, ein unausstehlicher Plagegeist der Menschheit. Jetzt heißt es, im wahren Sinne des Wortes, sich seiner Haut wehren, die er mit seinem oft giftigen Stachel zu durchdringen sucht. Vielleicht hätten wir ihn nicht so sehr zu fürchten, wenn die sanitätliche Prophylaxis schon so allgemein verbreitet wäre, daß ihm seine Brutplätze gesperrt, oder auf ein Minimum reduziert wären, da darin aber immer noch viel zu viel versäumt wird, bleibt einstweilen nur die Abwehr. Und in dieser sind wir ja, dank der Beobachtungsgabe der Professoren, die mit Köcher und Vergrößerungsglas auf die Jagd nach Kleingeziefer gehen, nicht mehr so hilflos wie früher. Die Herren wissen uns zu rathen, wie man dem Feind begegnet.

Nachstehende gute Rathschläge sind einer Studie des Dr. L. O. Howard, Chef des Bureau für Entomologie, entnommen, der sie zeitgemäß dem Ackerbaudepartement zur Verfügung gestellt hat, das nicht versäumte, sie zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Ein alt bekanntes Mittel ist Kampherspiritus, auf Hände und Gesicht gerieben, auch ein paar Tropfen, abends vor dem Schlafengehen, auf das Kopfkissen geträufelt. Der Geruch ist zwar nicht gerade der angenehmste, doch man kann ihn schon ertragen, der Moskito aber nimmt Reißaus davor. Noch gründlicher soll Pennyroyal wirken, davon wird aber manchem übel. Auch Pfefferminzöl, Zitronensaft mit Essig wird empfohlen. Als eines der besten Mittel gilt Citronella-Oel, dessen Geruch freilich manchen äußerst widerlich ist. Man hat da dann nur die Wahl zwischen zwei Uebeln.

Als vorzügliche Mischung empfiehlt Dr. Howard Citronellaöl 1 Unze, Kampherspiritus 1 Unze, Cederöl ½ Unze. Ein paar Tropfen davon auf ein über dem Bett aufgehängtes Handtuch geschüttet, halten die Moskitos für geraume Zeit in respektvoller Entfernung, die Wirkung aber dauert nicht die ganze Nacht an, gegen Morgen verflüchtigt sich der Geruch und das ist die Zeit, wo die Moskitos am bissigsten sind. Namentlich ist das mit dem Gelbfieber-Moskito der Fall, der sich seine Opfer in den frühen Morgenstunden sucht, wenn der Schlaf am tiefsten ist.

Eine andere Mischung wird wie folgt empfohlen: Ricinus (Castor) Oel 1 Unze, Alkohol 1 Unze, Lavendelöl 1 Unze; eine weitere Citronellaöl 1 Unze, flüssiges Vasolin 4 Unzen. Diese letztere hat den Vortheil, daß der Geruch sich länger hält als bei den flüchtigeren Stoffen. Zum Zerstäuben in der Luft wird auch Pyrethrum-Pulver gebraucht, auch wie Räucherkerzen angezündet, doch hat dieses nur Wirkung, wenn das Pulver ganz rein und frisch ist, da sich sonst das darin enthaltene ätherische Oel, auf dem die Wirkung beruht, verflüchtigt hat. Man braucht auch eine Mischung von krystallisierter Karbolsäure und Kampher, die über einer Lichtflamme zum Schmelzen gebracht wird. Die aufsteigenden Dämpfe vertreiben den Moskito, doch zu stark eingeathmet machen sie dem Menschen leicht Kopfweh. Wer nachts auf die Moskitojagd gehen muß, mag sich einer an einer Stange befestigten Blechschale bedienen, die mit einem Löffel voll Kerosinöl gefüllt wird. Man muß damit den an der Decke sitzenden Moskito zu fangen suchen. Sobald er ausreißen will, fällt er in das Oel. Diese Methode scheint aber sehr umständlich, erinnert auch an das Mittel, wie man Vögel mit Salz fängt.

Gegen Moskitostiche empfiehlt Dr. Howard Einreiben mit nasser Seife. Die gewöhnliche Toilettenseife ist dafür verwendbar, naß gemacht und auf die gestochene Stelle gerieben. Von anderen wird Einreibung mit Ammoniak, Alkohol oder Glyzerin empfohlen; auch soll es helfen, wenn man die Anschwellung der Hitze eines Lampenzylinders aussetzt. Unfehlbar ist vermuthlich keines der Mittel, man muß sie halt auf ihre Wirkung probieren, jedenfalls hat Dr. Howard ein gutes Werk gethan, indem er Fingerzeige gibt, wie man versuchen kann, sich der heimtückischen Plagegeister zu erwehren.

Eröffnung des Testaments Johann Orth's.

Im Oberhofmeisteramte zu Wien wurde dieser Tage, wie bereits vom Kabel gemeldet, auf Verfügung des Kaisers der letzte Wille des nunmehr todt erklärten Erzherzogs Johann, genannt Johann Orth, eröffnet. Zwei Schriftstücke waren in einem, das dritte in einem zweiten Couvert enthalten. Beide Umschläge waren mit dem erzherzoglichen Siegel verschlossen. Die beiden ersteren datieren aus dem Jahre 1878, das letztere aus dem Todesjahre: 1890. Die letztwilligen Erklärungen enthalten ausschließlich Vermächtnisse, also keine Erbeinsetzung. Da nach dem habsburg-lothringischen Hausgesetz nur die männlichen Agnaten erben, die Frauen lediglich aus dem Familienfonds Apanagen u. Heirathsgut erhalten, sind zu Erben des Johann Orth seine Brüder und, soweit diese bereits todt sind, deren Söhne berufen, also zu einem Drittel der Stamm der Toskanas, das sind Leopold Wölfling, der jetzige Chef dieses Zweiges Erzherzog Josef Ferdinand und die Erzherzöge Peter Ferdinand und Heinrich Ferdinand. Jeder von ihnen erbt also ein Zwölftel des Nachlasses. Zum zweiten Drittel sind die Erzherzöge Leopold Salvator und Franz Salvator, zum letzten Erzherzog Ludwig Salvator, der letzte noch lebende Bruder Johann Orths, berufen. Der Erbtheil dürfte aber nicht allzu groß ausfallen, weil zunächst alle Lasten bestritten und die Legate bezahlt werden müssen. Der Gesammtnachlaß dürfte 3¼ Millionen Kronen kaum übersteigen. Das erste „Testament" aus dem Jahre 1878 bedenkt verschiedene Beamte und Diener des Erzherzogs und ordnet an, daß aus bestimmt bezeichneten Fonds eine Stiftung errichtet werden solle. Der (inzwischen verstorbenen) Mutter Johann Orths wird ein besonderes Vermächtniß zugedacht. Dann verweist dieses Schriftstück auf die angeschlossene (zweite) Verfügung. In dieser wird Milly Stubel, welche das traurige Schicksal Orths theilen sollte, mit einer Vermächtnißsumme bedacht, die infolge des gleichzeitigen Todes der Stubel gegenstandslos geworden ist. Das zweite „Testament" und dritte Schriftstück aus dem Jahre 1890 gedenkt wieder an erster Stelle der Mutter, vermacht abermals Milly Stubel einen Betrag und enthält weitere Legate. Schließlich wird angeordnet, daß alle Papiere und Schriftstücke des Verstorbenen an seinen Schwager, den zu Birstein wohnhaften Fürsten Karl Ysenburg auszufolgen sind. Die Verfügungen Orths werden nunmehr dem Obersthofmarschallamte übermittelt, und dieses wird die Verlassenschaftsabhandlung nach den Bestimmungen des Verfahrens außer Streitsachen einleiten.

Frauenrechte? Warum nicht? Aber auch rechte Frauen!

* * *

Vorbeizielen ist für manche das einzige Mittel, vielleicht einmal zu treffen.

* * *

Der englische Hofdichter Austin hat bei den Feierlichkeiten geschwiegen. Vielleicht wollte er dem Könige nicht die Krönungslaune verderben.

* * *

Die britischen Peers spielten bei der Krönung die erste Violine, jetzt werden ihnen im Parlament die Flötentöne beigebracht.